

IN RUSSISCH-POLEN

Bunte Bilder vom östlichen Kriegsschauplatz. — Das Treiben in dem durch Hindenburg's Sieg berühmt gewordenen Städtchen Kutno. — Die Greuel des Krieges. — Russische Ohnmacht.

Westlicher Kriegsschauplatz, Mitte November. Jeder einmal hat die Kriegsgeschichte einem unbedeutenden Ort, von dessen Existenz bei uns sonst kaum jemand etwas ahnte, zur Bekanntheit verholfen. Kutno, das russisch-polnische Städtchen, das Hindenburg's letztem schönen Erfolg den Namen gab, liegt ganz verloren an der Bahn von Thorn nach Warschau, etwa hundert Kilometer von der Grenze, auf hohem Wege. Die Bahn ist noch nicht wieder im Betrieb, und so ist, wenn man von den im Schneidentempo dahinstrotzenden wadligen Gefährten der schlafmühtigen polnischen Bauern absteigt, das Automobil das einzige Verkehrsmittel.

Kolonnen durch Wind und Wetter bis zu einem Ort nahe der Front, wo dann ein Depot angelegt wird, aus dem die einzelnen Truppenteile ihre Munition entnehmen. Die Kämpfe der letzten Tage sind noch nicht abgeschlossen, denn schon bald hinter Kolo bringt lebhafter Kanonendonner an unser Ohr. Hier hatten noch vor wenigen Tagen drei russische Kavalleriedivisionen den Wortschlag zum Fortschritt versucht und sich blutige Köpfe geholt. Jetzt sind unsere tapferen Truppen schon mit den Hauptkräften mehrere Tagemärsche weiter ins Land eingedrungen, und man sieht auf der Etappenstraße nur mehr Waggen und Kolonnen, oft auch Ersatzbataillone, die zur Verstärkung und Ablösung nach Osten marschieren. Die bald wird über jetzt noch funktionslose feldgraue Ausrüstung zerissen und beschmückt sein, wie die der entgegenkommenden demühten Kameraden, die die großen Kämpfe mitgemacht haben!



DIE BAHNHOFSTRASSE IN LODZ.



DEUTSCHE SOLDATEN KAUFEN ESSWAREN.

Auf der sogenannten „Chaussee“, die von Breschen aus über das Grenzstädtchen Stralkowo in östlicher Richtung nach Polen hinein führt, kommen uns am Tage nach der Schlacht in Fahrzeugen aller Art, müde, auf Stroh hingelagert, große Mengen von deutschen Verwundeten entgegen, denn die Lazarette dort an der Front sind fast besetzt und die Transportfähigen müssen so rasch wie möglich nach Deutschland gebracht werden. Bald zeigen sich auch die ersten Gefangenentruppen. In entlosten grauen Schlangen, viele Tausende Mann, werden sie westwärts abgeführt. Von winterlicher Kleidung noch nichts zu bemerken, alle haben noch die schillfarbenen Reimentsfarben, darüber tragen einzelne Militärschuhe von gleicher Farbe. Mancher hat sogar einen deutschen Infanteriemantel an, den sich der hungerterre Knecht wohl, wenn er gar zu sehr froz, von einem „Barbaren“ erholten hatte. Auch die Pferde gefangenener Kavallerie werden in großer Zahl vorübergeführt, um in Deutschland verwertet zu werden. Allerdings scheinen auch unsere Soldaten an den Stoppfenwegen der Stafeten Gefallen zu finden, denn ich begegnete in Rußland wiederholt deutschen Trainkolonnen, bei denen diese kleinen, jähren Pferden als Zug- oder Reitthiere Verwendung gefunden hatten.



TYPISCHE RUSSISCHE JUDEN IN CZENSTOCHAU.



DER GROSSE MARKT IN CZENSTOCHAU.

Während die Landbevölkerung hauptsächlich aus Polen besteht, sieht man in den Städten fast nur Juden. Es sind die bekannten Typen im langen Kastran mit kleinen schwarzen Köpfchen, entsetzlich schmutzig und verrohrt wie ihre ganze Umgebung. Sie sprechen meist ziemlich gut deutsch, wenn auch mit hartem Jargon, und sind zu unseren Truppen recht freundlich, was aber nicht hindert, daß sie auch versuchen, von den Ereignissen zu profitieren. Gesandtheit genug ist dazu da, denn der Handelsverkehr ist nach dem Einmarsch der Deutschen ungemein reger. Am Freitag, auf dem Markt, sehen Männer und Frauen mitten in dem meistigen Straßenschlamm, hinter kleinen Tischchen mit einer messingenen Theemaschine, einigen halbzehnreihigen Gläsern und schmierigem Gebäck. Hier durcheinander können die Rufe der Konsumtanten: „Herr Soldat, Sie werden wohl'n trinken e Beer.“ „Do den Kuchen, schau'n Sie, gut is er, ich sag Ihnen!“ „Nu, was nimmst du Herr, wünschst du trinken Warmes?“ Dazwischen laufen die Kinder herum, große müde Wesen feilschend, die sie aber nicht aus der ungewohnten Hand lassen, ehe man ihnen nicht das Geld in die andere gedrückt hat. Unsere Soldaten treten an die Stände heran, lassen sich für zehn Pfennig ein Glas der hellbraunen Flüssigkeit einbringen und lassen dem alzu geschäftstüchtigen Kaufmann auf gut deutsch ihre Meinung, wenn er zu wenig herausgibt oder russische Münzen unter das Wechselgeld zu schmuggeln versucht.

Bei diesen ging es so rasch vorwärts, daß die Infanterie meist gar keine Zeit hatte, sich hinzulegen, sondern im Stehen oder Knien auf die stehenden Russen feuerte. Die Artillerie ist gleichfalls kaum dazu gekommen, eine feste Stellung zu beziehen und sich einzufrieden, denn schon nach wenigen Schüssen hieß es immer gleich wieder aufbrechen und ein paar Kilometer weiter vorgehen. Auch die Schützengräben längs der Straße zeugen von dem schnellen Tempo des Rückzuges unserer Heere, denn von ordentlichem Ausbau der Gräben ist keine Rede, meist sind es nur flüchtig aufgeworfene, niedrige Erdbänke. An vielen Stellen sind vertieft zahlreich flache Mulden gegraben, offenbar hatten sich hier die einzelnen russischen Soldaten beim Zurückgehen jeder für sich immer rasch etwas in die Erde eingebuddelt, um sich gegen das mörderische Feuer der Unfertigen zu bedecken. Denn an natürlicher Deckung ist nicht viel vorhanden. Die ganze Gegend ist flach und öde, meist Sumpfland ohne besonderen Baumwuchs. Ueberall Wälder und Teiche verschiedener Ausdehnung, manchmal auch größere Wasserläufe. Dazwischen viele Wasserläufe, tode Arme der Warthe und Affflüsse der Seen. Die Chaussee führt über unzählige schmale Rothbühden, die von unseren Winterreifen in aller Eile hergeholt werden mußten, und zwar in einer solchen Hastigkeit, daß auch die schweren Lastkraftwagen mit mehreren Tonnen Belastung wenigstens bei vorrätigen, langsamem Fahren hinüberkommen. Und gerad vor die Arbeit für unsere Brückenbauern nicht, denn die Zerörter der Brücke hatten ganze Arbeit getan — deutsche Arbeit. Räumlich, als unser Heer sich nach dem Vorstoß auf Warschau und Spongozod zur Neugruppierung zurückzog, machte es alle Bahnen und Brücken unbrauchbar, um ein Nachdrängen der Russen, das unsere Auffstellung gefährdet und erwidert hätte, unmöglich zu machen. (Wie mir ein Offizier der Eisenbahn erzählte, war eine Strecke sogar so gründlich zerstört worden, daß sich nicht einmal mehr genau feststellen ließ, wo der Schienenstrang überhaupt lag.) In den sumpfigen Niederungen der Warthe mußte stellenweise die Fahrbahn mehrere hundert Meter weit mit Bohlen belegt werden, um ein Vorwärtskommen der Fahrzeuge zu ermöglichen.



PROVIANT KOLONNE IN POLEN

In Kolo war ein großer Transport russischer Gefangener aus den letzten Kämpfen zum Übernachten in der Kirche untergebracht worden und wurde nun zum Marschieren herausgeführt und um die Mauer herum aufgestellt. Um die Zahl kontrollieren zu können, und auch auf dem Marsch eine ständige Ueberwacht zu haben, rechneten die deutschen Begleitmannschaften die ganze Gesellschaft in Reich und Wild zu je vier Mann nebeneinander. Das war aber nicht so einfach, und es bedurfte mancher gewaltigen Zapfen, um den schwerfälligen Leuten das Bedenken, was sie eigentlich sollten. Auch einige Einwohner der Stadt selbst befanden sich zum Teil unter den Gefangenen. Sie wurden von ihren Landsleuten hülfswillig begleitet und sogar von Gefangenen begleitet und sogar von Gefangenen begleitet. Die Leute brachten aus Freude, was sie irgend an Vorräten übrig hatten, angepöppelt, um es den Gefangenen mit auf den Weg zu geben, Brod, Fleisch, sogar kleine Zöpfe, die als Kleinbrot dienen sollten. Die ausgearbeiteten Russen hürzten sich laut durcheinander schreiend wie die Wilden auf das Dargebotene, und balagten sich untereinander um die Sachen, obwohl sie erst eben eine kräftige Kartoffelsuppe erhalten hatten. Noch als der Transport schon in Bewegung gesetzt hatte, kamen athemlos einige Juden mit vollen Armen herbeigelaufen und zählten hinter den Gefangenen her. Die Beutestücke mußten die Russen selbst mitführen, und zwar jagten sie zwei Mann ein Maschinengewehr und etwa zwanzig ein Geschütz hinter sich drein.

Auch in Kutno selbst sind mehrere Brücken zerstört und wir müssen einen Umweg durch die südliche Vorstadt nehmen. Das große weitgestülpte Bahnhofsgebäude liegt tot und verlassen da, durch die zerbrochenen Scheiben pfeift der eisige Nordwestwind. Auf den Rangiergleisen aber herrscht Leben und Bewegung, eine Abtheilung deutscher Kavallerie hat es sich dort bequem gemacht, Windaeser entzündet und lockt nun ab. Einzelne sieht man wenig in den engen Straßen der Stadt, sie sind wohl zum größten Theil geflüchtet. Angeblich haben auch die Russen bei der vorübergehenden Wiederbesetzung der Stadt viele Juden hingerichtet, von denen man ihnen erzählt hätte, sie wären den Deutschen während ihrer Anwesenheit freundlich entgegengekommen.

vorgetrieben, so sagt mir der Unteroffizier, der die Aufklärung des Schlachtfeldes beauftragt hat, es hier einen harten Kampf gegeben. Die Russen hätten einen vorzeitigen Gegenangriff gegen unsere Front versucht, der aber rasch zusammengebrochen, und nun gab es für sie kein Halten mehr. In langen Reihen lagen sie jetzt zusammengebeutelt da, die zeretzten Gesichter fast grüngelb wie ihre Uniformen, um gemeinsam begraben zu werden. Die auf unserer Seite Gefallenen — ersteinferweise sind sie meist übermäßig zahlreich — hatten bereits am vorhergehenden Tage ihre letzte Ruhestätte erhalten. „2 Unteroffiziere und 21 Mann vom ... Regiment, tapfer und pflichtgetreu, fielen hier für ihr Vaterland“, so berichtet kurz das schlaue Kreuz auf einem der Hügel. Die Waffen der Gefallenen werden unter strenger militärischer Aufsicht von Bauern eingeklemmt und auf Karren fortgebracht. Der fürchterliche Verwesungsgeruch verfolgt uns noch lange auf der Rückfahrt, zu der wir einen anderen Weg wählen. Hierher kamen wir an eine Stelle, wo ansehend ein heftiges Artillerieduell stattgefunden hatte. „Kleine Granatländer auf dem schon ohnehin erdähnlich schalenen Wege, zersplitterte Bäume, zerbrochene Hülsen, tief eingewühlte Radspuren, entsetzlich verblutete Pferdeleichen. Zerbrochene Häuser, wie man sie im Westen so zahlreich antreift, waren wenig zu sehen, vielleicht weil die Kämpfe, wie schon früher hergehoben, viel rascher über die Landfläche hinwegzogen als in Frankreich, wo sie sich lange Zeit hindurch in denselben Örtlichkeiten abspielten. Allerdings machte schon manches gar nicht beschossene polnische Bauernhaus einen ebenso zerfallenen und trübseligen Eindruck, als ein von den Gefallenen in Mitleidenschaft gezogenes im Westen. Doch die eine Hälfte des Daches fehlte ganz, alle Scheiben zerbrochen, die Thür aus den Angeln und die Mauer abgebrockelt, ist keineswegs eine Seltenheit. Alle paar hundert Meter begegnet man auch außerhalb des eigentlichen Kampfgebietes am Wege liegenden Pferdeleichen. Ein kleines rothes Loch in der Erde, davon ausgehend ein schmaler Wühlloch genannter Hohlraum, das sich im Lehm verläuft. Die omen Thiere sind unter der übermäßigen Anstrengung in Folge der schiefen Bodenverhältnisse zusammengebrochen und haben den Oberbauch erhalten. Wild herumlaufende Hunde haben sich oft über sie hergemaßt, wenn nicht ein Bauer auf seinem Leitwagen den Stab über den gleich blutigen steif emporgestreckten Bein davonschleift. Im nächsten Ort wartet uns der Ortstammanant, auf der beabsichtigten Strecke heimzuführen, da ihm in dieser Richtung ein verprengtes russisches Bataillon gemeldet ist, das sich noch dort herum umherwirft. Doch es ist schon spät, und ein Umweg würde uns erst tief in der Dunkelheit an unser Standort zurückbringen. Da wir davon ablassen und kurz vorher eine starke Patrouille, um die Straße zu erkunden, abgezogen ist, beschließen wir, dennoch unser Ziel zu versuchen. Wir kamen auch unbeschadet durch und erfuhren später, daß das russische Bataillon sich am anderen Morgen glatt hatte einfangen lassen.

Dr. Hans Böhm.

Während das Donnern der Geschütze von den sich rasch südwärts ziehenden Besatzungstruppen immer lauter herüberdröhlt, kommen wir in das Gebiet der kühnen Kämpfe der allerletzten Tage. Erst

die Art und Weise, mit der sich besonders die kleineren Wälder in einem für deutsche Begriffe unvorstelligen Ton über Alles ähren, was ihnen nicht paßt. Was es sich

Die Presse von Buenos Aires und der Krieg.

Buenos Aires, Oktober 1914. Ein Deutschsein der hiesigen Zeitungsleser, kommen wir in das Gebiet der kühnen Kämpfe der allerletzten Tage. Erst

Märchen, die neue kriegsführende Macht sei nicht Italien, sondern Portugal, fand seit der seine Befähigung. Neuerdings, nach Anbruch des Dampfers „Hollandia“ von Amsterdam in Rio de Janeiro, brachte „La Nación“ einen Abrud aus der in R. erscheinenden Zeitung „A Rua“, darin wurde berichtet, Oberst Maldonado und andere chilenische Offiziere, Passagiere des genannten Dampfers, hätten den Bericht erstatteten von „A Rua“ mitgeteilt, sie seien in Lüttich Augenzeugen gewesen, wie deutsche Truppen den belgischen Gefangenen Ohren, Nasen und Füße abgeschneideten und Augen ausgehöhlen hätten, wie überhaupt die Deutschen furchtbare Grausamkeiten begingen; es existiere ein Befehl der Heeresleitung, rücksichtslos vorzugehen; jeder Soldat, der Mitleid zeige, werde später erschossen!!! — Jetzt, nachdem die chilenischen Herren hier antamen, stellt sich heraus, daß an diesen angeblichen Aussagen kein wahrer Kern ist. Aber die Sensationslust von „La Nación“ und die Sucht, Schlechtes über Deutschland zu verbreiten, hatten die Redaktion veranlaßt, so unglücklich klingende Berichte sofort zu bringen, anstatt zu warten, bis der Tage später die angeblichen Augenzeugen selbst in Buenos Aires befragt werden konnten. Natürlich waren die chilenischen Offiziere empört über die ihnen in den Mund gelegten Neigerungen und erklärten außerdem, daß sie noch im Ausbruch des Krieges überhaupt gar nicht mehr in Belgien gewesen seien.

Eine so gemeine Verleumdung, wie die vorerwähnte, macht sofort die Runde in der Provinzpresse, die auf den Nachrichtenendienst von Buenos Aires angewiesen ist; je weiter die Klage im Innern des Landes liegt, und je kleiner die Zeitungen sind, desto mehr erlogene Kommentare bekommen die Leser dazu aufgeschicht. Deshalb sofort bei Beginn des Krieges einen weithin sichtbaren Zeichenstein auf der Kuppel des hohen Gebäudes eingerichtet. Bei Tag und Nacht durchgehenden farbigen Lichtsignale resp. Fahnen die Siege der Deutschen und Oesterreicher oder deren Segner. Als aber Habas und Reuter nach Durchscheidung des deutschen Kabels Lüge auf Lüge über Erfolge der Franzosen und Russen berichteten und gleichzeitig durch allerlei Schwindel- Nachrichten Deutschland verleumdeten, erinnerte sich „La Prensa“ nicht mehr des so pompös gemeldeten Signalberichtes, sobald hier und da von London oder Paris ausnahmweise ein deutscher Sieg eingehenden wurde, oder wenn über New York ein deutscher Erfolg angezeigt worden war. Ein weiteres Beispiel von Parteilichkeit der gleichen Zeitung ist die Gewohnheit, bei gleichzeitig eintreffenden Kabeln, die deutsche Verluste und (angebliche) Erfolge der Gegner melden, alle Kabel zusammen auf den dazu bestimmten Tafeln anzuschlagen, aber noch m a l s e t z a auf weithin sichtbarem Transparenz die für Deutschland ungünstigen zu veröffentlichen.

Sobald in irgend einer ausländischen Zeitung eine deutschfeindliche Notiz erscheint, wird sie fast im Allgemeinen von den hiesigen Zeitungen sofort abgedruckt, ohne daß die Redaktionen sich nur im geringsten darum zu kümmern scheinen, ob es sich um Gerüchte, aufgebundene Lügen oder verbürgte Privatberichte handelt. „La Nación“, die etwa auf gleicher Höhe wie „La Prensa“ steht, leistete sich in dieser Beziehung etwas ganz Besonderes. Am 9. Oktober zeigte Völlerhülle vor der Redaktion die Sensations-Nachricht an, Italien habe in den Krieg eingegriffen und bereits 90.000 Mann (!) Frankreich zur Hilfe geschickt. Einen Tag später kam dann in der gleichen Zeitung eine jämmerliche Entschuldigung wegen dieser Meldung über Italien; in dem Originalkabel der Agentur Habas sei wohl von der neuen Einmischung eines Staates in den Konflikt und von Absenden der 90.000 Mann die Rede, nur habe Habas für den von der englischen Agentur unterbrachten Namen des betreffenden Landes „Italien“ eingesetzt. „La Nación“ fügte hinzu, eine solche Nachricht betreffs Italiens habe man ja erwartet! — (Die telefonische Anfrage beim hiesigen italienischen Gesandten wäre genügen gewesen, diese angebliche offizielle Kriegserklärung gleich als erfunden hinzustellen!) Auch das hinterher von der Redaktion erzählt

„Schwaben besitzt 125 Vulkanenherbergen.“ — Am Nordap bleibt die Sonne 68 Tage (vom 17. November bis 24. Januar) aus.

Eduard Adler.

— Schwaben besitzt 125 Vulkanenherbergen.“ — Am Nordap bleibt die Sonne 68 Tage (vom 17. November bis 24. Januar) aus.